



Leseprobe

Matteo Strukul

Die Macht der sieben Familien

Historischer Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 704

Erscheinungstermin: 15. November 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Matteo Strukul

Die Macht
der sieben Familien

Historischer Roman

Aus dem Italienischen
von Ingrid Exo und Christine Heinzius

GOLDMANN

*Für Silvia –
meine wahre Liebe und stete Inspiration*

Von der Höhe der Felsenburg überblickte der wilde
Herr, wie der Adler von seinem blutigen Neste,
die Gegend ringsumher, wo nur ein Wanderer den
Fuß hinsetzen konnte, während er über seinem
Haupte kein lebendes Wesen mehr sich regen hörte.

ALESSANDRO MANZONI

Die Verlobten

Die bewusste Berechnung aller Mittel, wovon kein
damaliger außeritalischer Fürst eine Idee hatte,
verbunden mit einer innerhalb der Staatsgrenzen fast
absoluten Machtvollkommenheit, brachte hier ganz
besondere Menschen und Lebensformen hervor.

JACOB BURCKHARDT

Die Kultur der Renaissance in Italien

Inhalt



Die Geschlechter 15

Erster Teil

1418

Prolog 21

1427

1. Ein Wespenest 28

2. Maclodio 33

3. Die Obsessionen eines Herzogs 39

4. Im Pfeilhagel 47

5. Die Lagune. 53

6. Die Niederlage 58

7. San Nicolò dei Mendicoli 64

8. Castor und Pollux 72

9. Die Flucht 79

10. Der Herold. 83

1431

11. Der Tod des Papstes 87

12. Eine kompromittierende Unterhaltung 92

13. Konklave 99

14. Die Erpressung	103
15. Der Söldnerführer	109
16. Zweifel und Ängste	116
17. Lucrezia	119
18. Der Verdacht	125
19. Verhandlungen	130
20. Das blutige Pontifikat.	136
21. Die Ungarn.	143

1432

22. Zwei Bastarde statt einem	148
23. Konziliarismus	155
24. Das Schicksal ist besiegelt.	160
25. Auf dem Weg zur Nachfolge.	164
26. Im Vorzimmer	168
27. Erdrückende Beweise	173
28. Mastro Michele	178
29. Ein hinterhältiger Pakt	183
30. Die Tarotkarten	187
31. Das Schafott.	192
32. Familienangelegenheiten.	196
33. Nächtlicher Spaziergang.	202
34. Der Apostolische Palast	206
35. Visconti und Sforza	213
36. Die Täuschung	218

1434

37. Goldfiorini	222
38. Polixenas Tränen	228
39. Die Flucht	238
40. Sforza, Medici und Condulmer.	243

41. Der Pirat	248
42. Im Taubenschlag.	253

Zweiter Teil

I441

43. Paolo di Dono	259
44. Campovecchio	263
45. Allianzen und Strategien.	272
46. Die Hochzeit	276
47. Das Kartenspiel	282
48. Die Wölfin	288
49. Francesco und Bianca Maria	294
50. Die Zukunft im Blick	298

I442

51. Die Geschichte des Aquäduktes	303
52. Girifalco.	311
53. Porta Santa Sofia	316
54. Die Kunst der Rede	322
55. <i>Sin caridad</i>	329
56. Die Welt verändert sich	335
57. Perpetua	341
58. Neapel	346
59. Treue	352

I447

60. Der letzte Atemzug.	357
61. Familientreffen.	362
62. Gabor Szilagyí	367
63. Tränen	371

64. Nachfolge	377
65. Leitern und Knüppel	383
66. Die Verteidigung Mailands	387
67. Die Wende	394
68. Eroberungshunger	398
69. Die schleichende Angst	404
70. Der Löwe	408

1448

71. Ein unvorhersehbares Einverständnis	415
72. Eine Frage der Perspektive	420
73. Raffinesse bei Hofe	427

Dritter Teil

1450

74. Die Revolte	435
75. Porta Nuova	440
76. Das Jüngste Gericht	445
77. Eine schwierige Erziehung	454
78. Ferrante	459

1454

79. Nach Konstantinopel	464
80. Bittere Erinnerungen	472
81. Nach Belgrad	477
82. Cosimo und Polixena	482
83. Nutzlose Reue	488
84. Schlechtes Gewissen	495
85. Gebete	498

1458

86. Das Testament	502
87. Borgia	506
88. Schwindende Macht	511
89. Die Ängste einer Mutter	517
90. Der Hidalgo	522
91. Isabella	526

1462

92. Ihr habt mich zur Königin gemacht	529
93. Dracula	535
94. Troia	540

1464

95. Letzter Wille	546
96. Zu spät	550
97. Die Welt ändert sich	555
98. Die Kunst des Wartens	562

Vierter Teil

1466

99. Halbdunkel	567
100. Blut und Regen	570
101. Gaspare da Vimercate	575
102. Die Rettung Galeazzo Marias	578
103. Das Primat	582
104. Die Befreiung	586
105. Der Hinterhalt	592
106. Verstärkung	597
107. Die Niederlage der Verschwörer	601

1468	
108. Bianca Maria und Lucrezia	608
109. Ein unüberbrückbarer Abgrund	615
110. Phlegräische Felder	619
111. Für den Frieden	624
112. Das Versprechen	630
1471	
113. Unzufrieden	635
114. Die Sorgen eines Pontifex	639
115. Gerico	643
1474	
116. Die öffentliche Folter	647
117. Finstere Absichten	651
118. Überwältigende Leidenschaft	656
119. Schönheit und Grausamkeit	659
120. Dekadenz	663
121. Paolo	667
1476	
122. Verschwörer	671
123. Vorahnung	675
124. Die Signora von Melzo	680
125. Santo Stefano	685
Anmerkungen des Autors	688
Dank	695
Glossar	700

Die Geschlechter



Mailand (Visconti-Sforza)

Filippo Maria Visconti: Herzog von Mailand

Agnese del Maino: Mätresse von Filippo Maria Visconti

Maria von Savoyen: Ehefrau von Filippo Maria Visconti
und Herzogin von Mailand

Pier Candido Decembrio: persönlicher Berater von
Filippo Maria Visconti

Francesco Sforza: Condottiere und Herzog von Mailand

Bianca Maria Visconti: Tochter von Filippo Maria
Visconti und Agnese del Maino, Herzogin von Mailand

Cicco Simonetta: Berater von Francesco Sforza

Braccio Spezzato: Leutnant unter Francesco Sforza

Michele da Besozzo: Mailänder Maler

Gaspare da Vimercate: Leutnant unter Francesco Sforza

Galeazzo Maria Sforza: Sohn von Francesco Sforza und
Bianca Maria Visconti, Herzog von Mailand

Ludovico Maria Sforza, genannt »il Moro«: Bruder von
Galeazzo Maria Sforza und Sohn von Francesco Sforza
und Bianca Maria Visconti, Herzog von Mailand

Lucrezia Landriani: Mätresse von Galeazzo Maria Sforza

Bona von Savoyen: Ehefrau von Galeazzo Maria Sforza
und Herzogin von Mailand

Caterina Sforza: Tochter von Galeazzo Maria Sforza und Lucrezia Landriani

Lucia Marliani: Mätresse von Galeazzo Maria Sforza

Lucrezia Aliprandi: Hofdame im Gefolge von Agnese del Maino

Gabor Szilagyi: Auftragsmörder im Dienst von Bianca Maria Visconti

Venedig (Condulmer)

Gabriele Condulmer: venezianischer Patrizier, zum Papst gewählt, nahm als Papst den Namen Eugen IV. an

Polixena Condulmer: venezianische Edelfrau, Schwester von Gabriele Condulmer

Niccolò Barbo: venezianischer Patrizier, Mitglied des Consiglio dei Dieci (Rat der Zehn), Ehemann von Polixena Condulmer

Pietro Barbo: Sohn von Niccolò Barbo und Polixena Condulmer, zum Papst gewählt, nahm als Papst den Namen Paul II. an

Antonio Condulmer: venezianischer Gesandter am französischen Hof

Antonio Correr: Cousin von Gabriele Condulmer, Kardinal von Bologna

Francesco Bussone, genannt »Carmagnola«: Oberbefehlshaber der venezianischen Armee auf der Terraferma (Gebiete Venedigs auf dem Festland)

Ferrara (Este)

Leonello d'Este: Marchese (Markgraf) von Ferrara, Sohn von Niccolò III. d'Este und Stella de' Tolomei

Guarino Guarini: Magister, Inhaber des Lehrstuhls für

Rhetorik, Latein und Griechisch an der Universität von
Ferrara

Borso d'Este: Herzog von Ferrara, Sohn von Niccolò III.
d'Este und Stella de' Tolomei

Ercole I. d'Este: Herzog von Ferrara, Halbbruder von
Borso d'Este

Florenz (Medici)

Cosimo de' Medici, genannt »Il Vecchio« (der Alte): Herr
über Florenz

Paolo di Dono, genannt Paolo Uccello: Florentiner Maler

Piero de' Medici, genannt »Il Gottoso« (der Gichtige):
Herr über Florenz, Sohn von Cosimo de' Medici und
Contessina de' Bardi

*Lorenzo de' Medici, genannt »Il Magnifico« (der
Prächtige)*: Herr über Florenz, Sohn von Piero de'
Medici und Lucrezia Tornabuoni

Braccio Martelli: Florentiner Adeliger, Freund von
Lorenzo de' Medici

Rom (Colonna und Borgia)

Antonio Colonna: römischer Adeliger, Fürst von Salerno,
Oberhaupt des Zweigs der Genazzano

Odoardo Colonna: römischer Adeliger, Bruder von
Antonio und Prospero Colonna

Prospero Colonna: römischer Adeliger, Bruder von
Antonio und Odoardo Colonna, Kardinal

Stefano Colonna: römischer Adeliger, Oberhaupt des
Zweigs der Palestrina

Sveva Orsini: römische Adelige, Ehefrau von Stefano
Colonna

Chiarina Conti: römische Adelige, Mutter von Stefano Colonna

Imperiale Colonna: römische Adelige, Tochter von Stefano Colonna und Sveva Orsini, Ehefrau von Antonio Colonna

Salvatore Colonna: römischer Adelige

Alonso de Borja (Alfonso Borgia): spanischer Adelige, zum Papst gewählt, nahm als Papst den Namen Calixt III. an

Neapel (Aragón)

El Rey Alfons V. von Aragón, genannt »Il Magnanimo« (der Großmütige): König von Aragón, Souverän des Königreichs Neapel

Don Rafael Cossin Rubio: Hidalgo aus Medina del Campo, Hauptmann der Armee von Aragón

Ferdinand I. von Aragón, genannt »Ferrante«: König von Aragón, Souverän des Königreichs Neapel, Sohn von Alfons V. von Aragón und Gueraldona Carlino

Isabella von Clermont: Königin von Neapel, Ehefrau von Ferdinand I. von Aragón

Filomena: neapolitanische Frau aus dem Volk

Aniello Ferraro: neapolitanischer Pozzaro

Iñigo de Guevara: Hauptmann der aragonesischen Armee



Erster Teil

1418

Prolog



Herzogtum Mailand, Castello di Binasco

Er wollte bis nach oben zur Turmspitze. Er wusste, dass es eine Ewigkeit dauern würde, aber er war wild entschlossen, es zu schaffen. Ein Soldat hatte angeboten, ihm zu helfen, doch den hatte er mit einem vernichtenden Blick gestraft.

Stufe für Stufe stemmte er sich mit seinen Stöcken hinauf. Das verlangte Kraft in den Armen – was ihm wahrlich nicht neu war. Er kam nur langsam vorwärts auf seinen dünnen, schwächlichen Beinen. Mühsam stolperte er voran und presste Verwünschungen zwischen den Zähnen hervor, mit denen er sich selbst verfluchte und, mehr noch, seine Eltern, die ihn seit frühester Kindheit in diese Hölle aus Schmerz und Einschränkung gestoßen hatten.

Als er endlich die letzte Stufe erklommen hatte, war er schweißgebadet. Seine Arme zitterten fast von der schier übermenschlichen Anstrengung. Er stützte sich auf die Brüstung und ließ die Krücken fallen.

Groß und massig ragte der Eckturm empor und beherrschte den Ausblick. Der Himmel nahm die Farbe der Morgenröte an. Der kalte Winterwind blähte in Böen seinen Mantel. Filippo Maria zog ihn fest um die Schultern,

der Wolfspelz am Kragen strich schmeichelnd über seine Wange.

Binasco. Etwa auf halber Strecke zwischen Mailand und Pavia. War dies nicht der perfekte Ort, um seinen Plan zur Ausführung zu bringen? Wo er doch diesen beiden Städten sein ganzes Leben geopfert hatte?

Er sah hinab in den tiefen Graben zu seinen Füßen. Jenseits davon standen kahle Bäume mit krummen Ästen, wie erstarrt vor Kälte. Etwas weiter entfernt ein paar halb verfallene Katen und Bauernhöfe. Er drehte sich um und richtete seinen Blick in den Hof der Burg, wo das Schafott auf sein Opfer wartete. Die Flammen der Fackeln leuchteten in der Morgenröte.

Er hasste Beatrice. Aus tiefster Seele. Er hatte sie heiraten müssen, weil Facino Cane ihn dazu gezwungen hatte. Der wollte Beatrice gut aufgehoben und in Sicherheit wissen. Den Mund voller Auswurf und Blut hatte er es auf dem Totenbett verlangt. Beatrice! Kein Leid sollte ihr widerfahren. Gewiss! Und er musste sie nun ertragen, seit sechs Jahren schon. Sechs endlose Jahre! Er hatte es hingenommen, dass sie ihn wie einen Diener behandelte, einen Untergebenen, einen Rotzlöffel, ihn, den zwanzig Jahre Jüngeren und einzigen legitimen Erben des Herzogtums Mailand. Er war ihr zu Diensten gewesen, hatte ihre Launen ertragen, die vielen Erniedrigungen. Und während er geduldig und lächelnd ihre Anweisungen entgegennahm, hatte sich in ihm ein Zorn eingenistet, der über die Jahre immer größer geworden war. Mit Billigung der Staatsmänner am Hofe, die der Überzeugung waren, dass er es zugunsten eines Gleichgewichtes der Kräfte, aus Vaterlandsliebe und Respekt vor den Toten täte. Beatrice, das miese Stück, war ihm von Nutzen ge-

wesen: Sie hatte ihm vierhunderttausend Dukaten Mitgift eingebracht und Herrschaftsansprüche über Alessandria, Tortona, Casale, Novara, Vigevano, Biandrate, Varese und das gesamte Gebiet der Brianza. Er hatte sich von Kalkül und Opportunismus leiten lassen. So hatte er mit einem Schlag für das Herzogtum – sein Herzogtum – Ländereien, Männer und Ressourcen zurückgewonnen.

Doch nicht einen Augenblick lang hatte er vorgehabt, wirklich mit ihr zusammenzuleben. Sicher, trotz ihrer vierzig Jahre war sie noch schön. Und sie wusste, was einem Mann gefiel. Nur allzu gut! Allerdings war nicht er es, dem ihre Aufmerksamkeit galt. Nie. Er hatte immer gewusst, dass sie ihn betrog. Aber es war ihm nie gelungen, ihre Untreue zu beweisen. Die kleine Schlampe war schlau. Und deshalb verabscheute er sie. Doch im Verborgenen hatte er die Tage gezählt und verbittert auf seinen Moment gewartet.

Er war gewachsen in den sechs Jahren. Zwar war er nicht kräftiger und seine unnützen Beine nicht besser, sondern lediglich sein Bauch fatter geworden, und er hatte einsehen müssen, dass er hässlich und verkrüppelt war, doch eines war ihm gelungen, das Wichtigste überhaupt, das alle Zurücksetzung und Launen der Natur mit einem Mal wettmachte: Er war Herzog von Mailand geworden. Nicht der Bezeichnung nach. Aber faktisch. Er hatte seine Feinde ausgemacht, die erklärten ebenso wie die gefährlicheren, die hinter seinem Rücken Intrigen gegen ihn anzettelten, ihm aber lächelnd Honig ums Maul schmierten. Er hatte gelernt, ihnen allen zu misstrauen. Er hatte seinen Groll hinuntergeschluckt und so getan, als sei er ein vernünftiger und friedfertiger junger Mann, der bereitwillig die Beschlüsse

des Consiglio di Provvisione zur Kenntnis nahm und wie ein braver Junge den Auffassungen der Hofpolitiker Folge leistete, als seien es Lebensweisheiten. Unterdessen nisteten sich Argwohn und Zorn in seinem schwarzen Herzen ein, das so hart war wie der dunkle Fels der Berge ringsum.

Und so hatte er in diesen sechs Jahren, in denen sie ihn alle mit gönnerhafter Herablassung und Bevormundung behandelt und seinen Zorn unterschätzt hatten, seine Waffen geschärft.

Dann hatte sich das Blatt erneut gewendet: Er hatte die Gesellschaftsdame von Beatrice kennengelernt, die viel schöner war als sie. Agnese del Maino hatte langes blondes Haar und Augen so blau wie der Himmel. Dieser Himmel, der soeben mit dem letzten Aufflammen der Morgenröte seine Farbe änderte. Wie hätte er einem Geschöpf so voller Feuer und Leidenschaft wie Agnese widerstehen sollen? Ihr bloßer Anblick brachte sein Blut in Wallung! Als ihm klar wurde, dass Agnese sich nicht vom äußeren Schein täuschen ließ und er ihre Bereitschaft und ihr Bestreben erkannte, Teil seines Lebens zu werden und eines Tages mit ihm gemeinsam zu herrschen, hatte er ihr alles geboten, was in seiner Macht stand. Sie hatte ihn fest zwischen ihre kräftigen, straffen Schenkel genommen und es wie wahnsinnig mit ihm getrieben. In diesen Nächten voll Sex und Raserei, voll Wonne und Qual, in denen er sie nahm und sich endlich wie ein Mann fühlte, flüsterte sie ihm Dinge ins Ohr, die nach und nach zu einem raffinierten und ruchlosen Plan heranreiften.

Zu guter Letzt hatte Filippo Maria ihn mit ihr gemeinsam umgesetzt. Er beschuldigte Beatrice des Ehebruchs mit einem seiner Dienstboten namens Michele Orombelli. Als

sie das abtritt, bezichtigte er sie des Meineids und des Ehebruchs und beschuldigte sie, dass ihr der Erhalt der Abstammungslinie des Herzogtums nicht am Herzen liege. Daraufhin hatte er sie, ohne zu zögern, verurteilt. Orombelli hatte er in Ketten legen lassen. Nach einem Scheinprozess hatte er ihn vor Beatrices Augen von seinen Wachleuten in Stücke reißen lassen und den Hunden zum Fraß vorgeworfen. Danach hatte er befohlen, Beatrice zum Castello di Binasco bringen zu lassen, wo sie auf ihre Verurteilung warten sollte.

Und dort befanden sie sich nun.

Er schaute zum Horizont. Schließlich entschloss er sich mit unwilligem Blick auf die Treppe, wieder hinaufzusteigen. Unter Mühen bückte er sich und hob die beiden Stöcke auf. Er spuckte aus. Dann machte er sich an den qualvollen Abstieg.

Als sie Beatrice hinausbrachten, regte sich kein Hauch. Es gab keine wartende Menge, nur den leeren Hof, gescheckt mit Flecken aus schmutzigem Schnee und Schlamm. Seine Bewaffneten hatten auf einer kleinen Bühne das Schafott aufgebaut. Der Henker wartete mit einer großen Axt in den Händen. Francesco Bussone, genannt Carmagnola, Hauptmann der mailändischen Truppen, überwachte, dass alles reibungslos vonstattenging. Er war groß, hatte lange braune Haare und einen dünnen Schnauzbart. Erbarmungslos und treu ergeben, war er bereit alles zu tun, um die Ländereien zurückzuerobern, die dem Herzogtum verloren gegangen waren.

Filippo Maria betrachtete Beatrice, überheblich wie eh und je, selbst im Angesicht des Todes, mit diesem hochmütigen, stolzen Blick, hart wie die Klinge eines Messers. Er

sah ihr in die Augen, und es war ihm eine Genugtuung, den Blick nicht abzuwenden. Er lächelte. Sie würdigte ihn keines Wortes. Sie versuchte nicht, sich zu befreien, und protestierte nicht einmal ansatzweise, als die beiden Soldaten sie an den Armen ergriffen und sie dem Henker vor die Füße warfen.

Der packte sie rücksichtslos und fixierte ihren Kopf mit ein paar Seilwindungen auf einem Fass.

Die Sonne durchbrach die Wolken.

Die blassen winterlichen Strahlen tauchten den gesamten Hof in ein milchiges Licht. Beatrice sah weiter ihren Gemahl an – ohne ein Wort von sich zu geben und ohne den Blick von ihm zu wenden, im Gegenteil, sie heftete ihn auf ihn.

Der Henker hob die riesige Axt über den Kopf.

Nicht einmal die Ehre des Schwertes hatte er ihr gegönnt. Filippo Maria hatte dem Scharfrichter befohlen, ein Beil zu verwenden, das sonst den Schweinen und den räudigen Hunden vorbehalten war.

Der Herzog von Mailand klammerte sich an seine beiden Stöcke, die er in den Boden des Hofes bohrte.

Er verfolgte die Szene mit Genuss.

Nachdem er so lange darauf gewartete hatte, wollte er jetzt keinen einzigen Augenblick der Hinrichtung verpassen.

Der Scharfrichter ließ die gewaltige Axt herabsausen. Sauber durchtrennte die Klinge den Hals. Ein Strahl dunklen Blutes schoss als roter Regen heraus. Der vom Rumpf getrennte Kopf sprang beinahe davon und rollte unter die Streben der Bühne, um schließlich im schmutzigen Schnee und Matsch des Hofes zum Stillstand zu kommen.

Filippo Maria trat zum Kopf Beatrices. Er sah die hervorgetretenen Augen und die bläuliche Zunge. Dann warf er einen seiner beiden Stöcke zu Boden und packte den abgetrennten Kopf mit der freien Hand bei den Haaren. Das Blut troff aus ihm heraus, und so zog er eine scharlachrote Spur hinter sich her, als er sich mit ihm zum Schweinekoben begab.

1427

1. Ein Wespennest



Herzogtum Mailand, Maclodio

Der Meinung bin ich nicht.« Angelo della Pergolas Blick blitzte auf. »Ich glaube nicht, dass Carmagnola sofort angreifen wird.«

»Wieso denkt Ihr das?«, fragte Francesco Sforza. Sein Blick verriet nicht die geringste Gemütsregung.

»Weil er sich nach seinem Sieg in Sommo eiligst auf die andere Seite des Oglio zurückgezogen hat, statt weiter vorzudringen«, erwiderte Angelo della Pergola mit Genugtuung.

Sforza, der viel jünger war als er, schüttelte den Kopf, als ob all seine Erwartungen enttäuscht worden seien.

Angelo della Pergola hasste Francesco Sforza. Er musste all seine Geduld aufbringen, um keinen Tobsuchtsanfall zu bekommen. Dieser junge Hauptmann führte sich einfach unerträglich auf. Er war beherrscht von der Arroganz der Jugend, gemäßigt nur durch eine beneidenswerte Fähigkeit zur Selbstkontrolle, die er in erstaunliche Kaltschnäuzigkeit umzuwandeln wusste. Er nutzte diese Begabung, um bei jeder Gelegenheit diesen wahren Hitzkopf von Carlo Malatesta, den frisch ernannten Oberbefehlshaber der Mailänder Truppen, aufzuwiegeln, der ihnen in diesem Augenblick amüsiert zuhörte.

Aber er hatte gewiss nicht jahrelang in Schlamm und Schnee gekämpft, um zum Gespött dieser beiden Jüngelchen zu werden, die es gar nicht erwarten konnten, fette Beute zu machen.

»Seht Ihr denn nicht«, sagte er an die beiden gewandt, »dass die Bedingungen denkbar ungünstig sind? Wir befinden uns in einer Ebene voller Sümpfe, umgeben von zugefrorenen Kanälen, und müssten auf allerschlechtestem Gelände gegen einen Mann wie Carmagnola antreten, der nicht zuletzt aufgrund seiner Vergangenheit allen Grund hat, nicht kämpfen zu wollen!«

»Genau aus diesem Grund glaube ich, dass wir leichtes Spiel haben werden, ihn zu vernichten. Unser Gegner zaudert. Umso besser! Machen wir seinen Männern den Garaus und sichern Filippo Maria Visconti einen leichten Sieg!«, dröhnte Malatesta und fügte verächtlich hinzu: »Worauf sollen wir Eurer Meinung nach denn noch warten?«

Angelo della Pergola traute seinen Ohren kaum. Diese beiden Bengel waren wirklich nicht in der Lage, einfach mal nachzudenken. Er hingegen, voller Schrammen und Narben, schlecht vernähter Wunden und immer noch nachwirkenden Schlägen, hatte so manches gesehen mit seinen zwei- und fünfzig Jahren! Sie befanden sich gerade in der typischen Situation des Abwartens, in der keine der beiden Seiten den ersten Schlag führen will. Wer zuerst angriffe, würde sich selbst der Vernichtung preisgeben. Er hätte ganze Wälzer mit aufschlussreichen Beispielen dafür füllen können. Wenn er nur schreiben könnte. Selbst wenn er sich alle Mühe gäbe, sie zum Nachdenken zu bringen, würden unverkennbarer Argwohn und hartnäckiger Widerstand ihrerseits jeglichen Überzeugungsversuch zwecklos machen.

»Habt Ihr Angst, Hauptmann?«, fragte Carlo Malatesta ihnforsch. »Das könnte ich verstehen. Ihr seid müde, in Eurem Alter träumt Ihr gewiss nicht davon, Euch schon wieder ins Schlachtgetümmel zu schmeißen.«

In Angelo della Pergolas Augen blitzte es auf, im nächsten Moment griff er nach seinem Dolch und rammte ihn mit einer geschmeidigen Bewegung in den Tisch, der mitten im Raum stand. Es ging derart schnell, dass Malatesta kaum den Griff seines Schwertes zu fassen bekam.

Francesco Sforza hingegen blieb beneidenswert kaltblütig. Auch Carlo Malatesta hasste ihn. So selbstsicher wie er immer war. Eiskalt und distanziert sagte er immer das Richtige zum richtigen Zeitpunkt. Eine elegante Erscheinung mit diesen wunderbar gepflegten, seidigen Haaren. Ein eitler Stutzer. Bei dem würde er zu gern Hand anlegen, dass ihm sein Lächeln vergehen würde.

Im Augenblick aber teilte er seine Ansicht.

»Ich habe keine Angst – vor nichts und niemandem«, schrie der Alte. »Ich hätte nur gern, dass Ihr ab und an ein bisschen nachdenkt!«

»Ihr wagt es, die Stimme zu erheben?«

»Glaubt nicht, Ihr könntet mich beeindrucken, Malatesta. Die Tatsache, dass der Herzog beschlossen hat, Euch zum Oberbefehlshaber seines Heeres zu machen, gibt Euch noch lange nicht das Recht, mich zu beleidigen!«, knurrte der alte Hauptmann. »Ihr meint wirklich, ich hätte Angst? Nicht im Geringsten! Ich glaube jedoch, dass wir lieber erst mal gründlich darüber nachdenken sollten, ehe wir das Spiel Carmagnolas mitspielen. Er hatte nach Sommo definitiv die Möglichkeit, uns vernichtend zu schlagen, doch er hat es nicht getan. Er ist wütend, weil er von dem Herrn,

dem er sein Leben gewidmet hat, im Stich gelassen wurde. Vielleicht ist er auch enttäuscht. Und das alles leid. Macht Euch doch mal klar: Er hat zehn Jahre lang unter dem Zeichen des Biscione gekämpft, er hat für Filippo Maria Visconti Ländereien und Städte zurückerobert, er wurde vom Herzog zum Herrn über Genua ernannt – und dann wird er plötzlich vor die Tür gesetzt. Das muss eine allzu herbe Enttäuschung gewesen sein. Doch trotz dieser Enttäuschung gelingt es ihm nicht, Mailand zu hassen. Trotz des Goldes, mit dem die Venezianer ihn überschüttet haben, zögert Carmagnola. Vielleicht gibt es noch eine Möglichkeit, sich mit ihm zu einigen und so unnützes Blutvergießen zu vermeiden.«

»Und ich sage, Ihr habt Angst, Hauptmann. Ich habe all Eure Beobachtungen angehört, doch nichts bringt mich davon ab, dass der wahre Grund für Eure ermüdende Ermahnung zur Vorsicht in Eurer Furcht besteht, Carmagnola auf dem Schlachtfeld gegenüberzutreten. Ich habe keine Angst vor ihm, wir sind stark, besser ausgerüstet, wir verfügen über acht Bombarden. Wenn Ihr nicht kämpfen wollt, dann bleibt hier, niemand verlangt von Euch, Eure kostbare alte Haut zu riskieren«, stieß Malatesta hervor und richtete den Zeigefinger auf Angelo della Pergola.

»Kommandant, kommt schon«, mischte sich Sforza ein, »wir sollten Ruhe ...«

»Sagt mir nicht, ich solle Ruhe bewahren!«, unterbrach ihn Malatesta. »Wollen wir diese Schlacht wirklich eine Handvoll Männer aus der Lagune gewinnen lassen?«

Während Malatesta dieser letzten Frage nachhing und dabei die eigene Unrast bis aufs Letzte auskostete, schlug jemand den Vorhang vor dem Zeltingang zur Seite.

»Kommandant«, verkündete Guido Torelli, an Carlo Malatesta gewandt, »Carmagnolas Heer rückt vor!«

»Wo? An welcher Stelle im Feld?«

Torelli schien zu zögern. »Genau das verstehe ich nicht. Er schickt die Kavallerie geradewegs nach Urago. Niccolò da Tolentino ist der Anführer der Venezianer. Piccinino erwartet sie und steht zum Angriff bereit. Er wartet nur auf Eure Befehle.«

»Meine Herren«, schloss Carlo Malatesta, »die Würfel sind gefallen. Begeht Euch zu Euren Männern. Überwacht die Straße nach Orzi Novi. Was mich angeht, werde ich mich schleunigst zu Piccinino begeben, um ihm Beistand zu leisten. Und um diese kleine Auseinandersetzung beizulegen.«

2. Maclodio



Herzogtum Mailand, Maclodio

Die Straße durchschnitt den Sumpf wie ein glänzendes Band aus Regen und schlammiger Nässe, das mitten durch Kanäle und Morast führte. Tropfen, groß wie Silbermünzen, fielen vom Himmel. Niccolò Piccinino nahm mit seiner Kolonne aus Kavallerie und Infanteristen die gesamte Straße ein. Der Regen trommelte auf das Metall der Helme, die Abzeichen der Visconti, tränkte die Satteldecken der Pferde und überschwemmte die Straße, die dadurch noch rutschiger und tückischer wurde.

Piccinino sah eine Schar venezianischer Reiter näher kommen. Der Markuslöwe wehte vor einem bleiernen Himmel und schien jeden Moment losbrüllen zu wollen.

Im selben Augenblick hörte er hinter sich den Widerhall von Hufen – und sah, wie sich ein Ritter kühn und forsch durch die Reihen der Seinen bewegte. Er saß auf einem großen kohlrabenschwarzen Ross, dessen Satteldecke rot und gelb gewürfelte Streifen im Wechsel mit silbernen zierten – die Farben der Malatesta. Der Oberbefehlshaber des Visconti-Heeres hatte das Visier seines Helmes geöffnet, sein kräftiges Kinn war glatt rasiert und von Regentropfen benetzt.

Er hob die Hand mit dem eisernen Handschuh. »Nun, Niccolò, ist der Augenblick gekommen. Wir wollen diesem spärlichen Häufchen Venezianer doch wohl nicht die Ehre des ersten Angriffs überlassen?«

»Hauptmann«, wandte Piccinino ein, »genau das macht mich so misstrauisch und vorsichtig. Wie kann es sein, dass Venedig und Florenz nur so wenige Männer losgeschickt haben, um uns anzugreifen? Meine Spione sagen, dass es unseren Feinden nicht an Reitern und Fußsoldaten fehlt.«

»Warten, Niccolò? Und warum? Das wäre feige! Ich bin dafür, die Gruppe der Kavallerie auf der Straße zu belassen und die Infanteristen in zwei Flügeln ausscheren zu lassen. Sie werden vom Sumpf her vorrücken und den Feind seitlich angreifen. Wenn wir sie so in die Zange nehmen, werden wir diesen Dummkopf von Carmagnola, Niccolò Tolentino und ihre Männer schon in den Griff bekommen.«

»Aber ...«

»Kein Aber«, schnitt ihm Carlo II. Malatesta das Wort ab und erteilte den Befehl, dass Infanteristen und Schildknappen seitlich ausschwärmen und über die Kanäle und das Sumpfland vorrücken sollten.

»Und nun«, wiederholte er, »ist der Moment gekommen anzugreifen.« Ohne sich noch länger aufzuhalten, senkte er das Visier, ließ den Morgenstern in der Luft kreisen und trieb sein Pferd zum Galopp.

Wie elektrisiert vom Anblick ihres Hauptmanns, der ganz ohne jede Furcht bereit war, den Tod herauszufordern, warfen sich auch die anderen Ritter geschlossen dem Feind entgegen, der sich nun seinerseits auf Malatesta und die Seinen zubewegte.

Fußsoldaten und Schildknappen begaben sich die Böschung hinab, schlossen mühsam zur Kolonne der Reiter auf und suchten sich, so gut es ging, ihren Weg durch Wassergräben und Morast.

Carmagnola lächelte. Von der Anhöhe, auf der er sich befand, sah er, dass Carlo II. Malatesta angebissen hatte. Der Plan ging also auf. Er grinste vorfreudig angesichts des vielversprechenden Auftakts dieses öden Nachmittags.

»In der Schlacht kann eine Überraschung ganz schön bitter sein, nicht wahr, Giovanni?«

Der Junge, Carmagnolas Helfer im Feld und sein persönlicher Knappe, nickte.

»Malatesta wird sich auf die paar Reiter stürzen, die ich ihm vor die Nase gestellt habe, aber er weiß noch nicht, was von hinten über ihn hereinbrechen wird. Ach, Giovanni, wie leid mir das tut, meinem Mailand diesen hässlichen Streich zu spielen! Doch Filippo Maria Visconti hat es so gewollt! Dieser junge Krüppel ist einfach undankbar. Neidisch auf die Erfolge, die ich für ihn eingeheimst habe, wollte er mich isolieren und verleugnen, verstehst du? Verleugnen, mich! Den größten Condottiere aller Zeiten!«

Giovanni nickte erneut. Voller Bewunderung schaute er auf Francesco Bussone da Carmagnola, den Grafen von Castelnovo Scrivia.

»Für ihn habe ich Brescia, Orci Novi, Cremona, Palazzolo und schließlich sogar Bellinzona und Altdorf zurückerobert und dabei die gefürchteten Schweizer abgewehrt. Und wie hat er mir das vergolten? Indem er mich vom Hof entfernt hat. Ach, was für ein Dummkopf!«

»Hauptmann!«, unterbrach eine Stimme das Selbstgespräch, das Francesco Bussone wohl vor allem dazu dienen sollte, Enttäuschung und Bitterkeit zu überwinden, die ihm die Zurückweisung durch Filippo Maria Visconti zugefügt hatte.

»Was gibt es?«, erwiderte Carmagnola gereizt. »Ich erzählte Giovanni gerade von meinen Schicksalsschlägen, damit er etwas daraus lernt. Er weiß das übrigens sehr zu schätzen.«

Der Mann, der soeben die Kuppe des Hügels erklommen hatte, von dem aus der Hauptmann die Schlacht verfolgte, war ein Ritter, der einen kühnen Eindruck machte. So wie seine fein ziselierte Rüstung glänzte, schienen Schlamm und Regen ihr nichts anhaben zu können. »Und wie wollt Ihr das wissen«, fragte der Neuankömmling, »wo er doch stumm ist?« Wie um diesen Widerspruch noch zu betonen, konnte sich der Mann ein Grinsen nicht verkneifen.

Diese Frechheit löste bei Carmagnola einen Hustenanfall aus. Gleich darauf knurrte er: »Kümmert Euch um Euren Kram, Gonzaga. Und Giovanni weiß mit den Augen viel mehr zu sagen als andere, die ihr loses Mundwerk nicht im Griff haben. Nun, sind die Männer in Stellung? Wisst Ihr, was Ihr gleich zu tun habt?«

»Natürlich. Die Armbrustschützen sind schon auf Position, gut getarnt zwischen Schlamm und Morast, bereit, den Feind von den Flügeln her niederzumähen.«

»Na, dann ist es ja gut! Haltet Euch also nicht länger mit albernen Witzen auf. Kehrt zur Straße zurück und gebt das Zeichen. Sobald die Armbrustschützen das Fußvolk dezimiert und die Kolonne von Malatestas Reitern geschwächt haben, greift Ihr mit dem Großteil unserer Leute an und

durchbrecht ihre Linien. Wenn wir es schaffen, die Mailänder aufzureiben, sie abzudrängen und auf der rechten Seite der Aufstellung zur Flucht zu zwingen, wird es uns auch gelingen, die vom anderen Flügel zu vertreiben, der unter der Führung von Sforza auf der Straße nach Orci Novi Aufstellung genommen hat. Auf diese Weise werden wir ihr Heer in zwei Teile zerschlagen wie Fleisch beim Schlachter. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Absolut.«

»Dann verliert keine Zeit. Tut, was ich Euch befohlen habe.«

»Natürlich, mein Hauptmann.« Ohne noch etwas hinzuzufügen, wendete Gianfrancesco Gonzaga sein Pferd und verließ den Hügel.

Carmagnola schüttelte den Kopf. »Immer muss ich alles selber machen. Wenigstens bist du da, Giovanni.«

Kaum kam die gegnerische Aufstellung in den Blick, hob Carlo II. Malatesta den Morgenstern und ließ ihn einen Augenblick später auf den Schild eines venezianischen Feindes donnern. Das Krachen war ohrenbetäubend. Die Auswirkung war so durchschlagend, dass der Mann zur Seite kippte; gleich darauf führte Carlo behände einen gigantischen zweiten Schlag, der den anderen völlig unvorbereitet traf. Die dornenbesetzte Kugel knallte gegen den Schultergurt und drang durch das Leder bis in das Fleisch des Mannes. Der Venezianer stieß einen unmenschlichen Schrei aus, und sein Blut lief in Strömen über das, was von der eisernen Brustplatte übrig war.

Malatesta riss den Morgenstern wieder an sich und entfernte dabei die Reste des Schultergurtes und der ledernen

Gelenke der Rüstung, wodurch er den Oberarmknochen des Feindes freilegte. Er sah, dass Eisensplitter in seinem Fleisch steckten und erkannte, dass es genau der richtige Moment für den Gnadenstoß war. Also ließ er den Morgenstern erneut über dem Kopf kreisen und traf den Gegner ein drittes Mal, an der Seite.

Der Mann fiel vom Pferd, als die Eisendornen sich in seine Rüstung gruben.

Carlo ließ vom Morgenstern ebenso ab wie von seinem Opfer. Die Dornen hatten sich so tief ins Eisen gebohrt, dass es gefährlich gewesen wäre, sich die Waffe zurückholen zu wollen. Sie war ein tödliches Werkzeug, doch nicht leicht zu handhaben. Mehr als einmal hatte sie ihm Schwierigkeiten bereitet, dennoch mochte er auf sie nicht verzichten, denn vor allem beim ersten Angriff erlaubte sie ihm eine Schlaggeschwindigkeit, die die Feinde einschüchterte.

Er zückte das Schwert, während der Venezianer im Dreck verendete, in einer Pfütze aus Regen und Blut. Dann zog er die Zügel an, sodass das Pferd sich aufbäumte.

Er wollte Furcht verbreiten, in der Hoffnung, die Angst werde sich wie ein Fieber in den Reihen der Feinde ausbreiten.

Doch als sein Ross wieder auf allen vier Hufen über die schlammige Straße stampfte, sah er etwas, das ihn zutiefst erschütterte.

3. Die Obsessionen eines Herzogs



Herzogtum Mailand, Castello di Porta Giovia

Und deshalb sollte ich also Eure Entscheidung bereitwillig akzeptieren, ohne auch nur einen Mucks von mir zu geben? Habe ich nicht jeden Tag um Euch gebangt? Habe ich nicht wie eine Furie um Euch gekämpft? Habe ich nicht an Eurer Seite gestanden, als es darum ging, einen Plan zu schmieden, wie Ihr von Beatrice loskommen könntet, ja sogar bei seiner Ausführung? Habe ich Euch nicht die schönste Tochter aller Zeiten geschenkt? Und habe ich nicht erst letztes Jahr eine weitere verloren? Habe ich nicht all das getan und ertragen, Hoheit, um Euch zu unterstützen, weil ich Euch mehr liebe als mein Leben?« Bei diesen Worten meinte man Blitze in den Augen Agneses zu sehen.

Gütiger Gott, wie schön sie war! Lieblich und stolz zugleich und deshalb unwiderstehlich. Agnese del Maino hatte sich die weiße Spitzenhaube vom Kopf gerissen und ihre langen blonden Haare gelöst, die in glänzenden goldenen Locken herabfielen. Die Perlen waren zu Boden gefallen und rollten unter den samtbeschlagenen Sessel und den fein intarsierten Tisch.

Er hätte sie in diesem Augenblick gern genommen, wenn er gekonnt hätte, aber Filippo Maria Visconti wusste, dass

Agnese, hätte er auch nur gewagt, sie anzufassen, wie von Sinnen gewesen wäre. Also musste er ihr schmeicheln und ihr ruhig den Plan erklären, den er sich ausgedacht hatte.

»Mein Schatz, seid nicht so streng mit mir«, sagte er mit verhaltener Liebenswürdigkeit, »ich erkenne all die Verdienste an, die Ihr aufgezählt habt, und noch viele weitere, und doch müsst Ihr begreifen, wie wichtig diese Eheschließung für das Herzogtum ist. Die Allianz mit Amadeus VIII. von Savoyen brauche ich jetzt nötiger denn je, wo ein Mann wie Carmagnola sich gegen mich gewandt hat. Also werde ich Maria heiraten. Doch Ihr habt nichts zu befürchten, nichts wird mich von Euch trennen, denn Ihr und nur Ihr seid diejenige, die ich liebe.«

Der Herzog sagte diese Worte mit aller Aufrichtigkeit, zu der er fähig war. Dennoch war Agnese nicht zufrieden.

»Sicher, das sagt Ihr jetzt! Aber in ein paar Monaten, wenn die neue Gemahlin erst in Euren Armen liegt, fürchte ich, bleibt Euch kein Funken Verstand. Und was soll aus Bianca werden? Was wird sie davon halten, dass Ihr uns verlassen habt?«

Filippo Maria schüttelte den Kopf und seufzte. Er musste Geduld haben, sagte er sich. Er hievte sich mit aller Kraft aus seinem Lieblingsstuhl nach oben auf die Krücken, schleppte sich mühsam durch den Saal und nahm Zuflucht beim Feuer des Kamins. Verdammte Beine, dachte er. Wenn er doch wenigstens einen normalen Körper zur Verfügung hätte. Er unterdrückte einen verzweifelten Aufschrei. Während er sich mit der rechten Hand ans Kaminsims klammerte, streckte er die andere in Richtung der Flammen, als erwarte er, dass ihm die Wärme die richtigen Worte eingebe. Die Krücken fielen zu Boden.

Zumindest war eine Veränderung im Ton zu bemerken – Agneses Stimme, die zunächst schneidend gewesen war, war nun etwas weicher geworden. Ihr feuriger, kämpferischer Blick wirkte milder, die zarten Wimpern betonten diesen plötzlichen Wandel.

Sein Schweigen nutzend fuhr Agnese fort. »Ich bin nicht so unbedarft, dass mir nicht klar wäre, was Euch zu einem solchen Schritt veranlasst. Doch Ihr werdet meine Fassunglosigkeit nachvollziehen können. Bianca betet Euch an wie einen Heiligen, genau wie ich, Liebster, und unsere Feinde warten doch nur auf den richtigen Moment, um uns auseinanderzubringen. Auch wenn sich Amadeus von Savoyen heute Euer Freund und Verbündeter nennt, scheint er doch bereits die Voraussetzungen dafür zu schaffen, um schon morgen Euer Gegner zu sein. Und dass er Eurer Braut nicht einen Dukaten als Mitgift gibt, ist ein Umstand, den ich, gelinde gesagt, befremdlich finde.« Agnese ließ bei ihren Worten schlau einen fast sinnlichen Seufzer mitschwingen.

Filippo Maria bemerkte es. Er hing dem Gedanken nach, ob er durch Schweigen womöglich mehr erreichen würde als durch Reden oder gar den Versuch, sich durchzusetzen. Er kannte Agneses Temperament und wusste, dass sie sich in Momenten wie diesen ihre Sorgen von der Seele reden musste, ganz so, als könnte sie sie dadurch überwinden, dass sie sie aussprach. Er konnte jedoch nicht ewig schweigen, sonst würde er am Ende das Gegenteil von dem bewirken, was er zu erreichen hoffte. »Agnese«, begann er und wandte sich ihr zu, »ich verstehe vollkommen, was Ihr sagt, ich pflichte Euch sogar bei. Doch vertraut mir. Habe ich Euch jemals verraten, seit Ihr an meiner Seite seid? Habe ich

Euch Grund gegeben, an mir zu zweifeln?« Bei der letzten Frage warf er ihr einen festen, entschiedenen Blick zu.

»Nein, mein Liebster.«

»Also beruhigt Euch!«, fuhr er bestimmt fort, ohne jedoch aggressiv zu werden. »Wenn ich tue, was sich tue, dann einzig und allein zu dem Zweck, uns einen mächtigen Verbündeten zu sichern. Dank dieser Eheschließung wird Amadeus VIII. von Savoyen uns Männer, Soldaten und Geldmittel für die Verteidigung Mailands zur Verfügung stellen. Neunundvierzigtausend Fiorini im Monat kostet mich dieser Krieg! Wenn man die monatlichen Einkünfte zusammenrechnet, kommt man, selbst wenn wir das Volk bis aufs Blut besteuern, nicht über fünfzigtausend Fiorini. Ihr seht selbst, über welch bescheidene Mittel wir dann für den ganzen Rest verfügen. Deshalb, Agnese, versucht mich doch bitte zu verstehen. Diese Ehe ist das Pfand, das ich Amadeus VIII. zahle, um unseren Besitz gesichert zu sehen. Venedig, Florenz, alle sind gegen mich!«

»Filippo, ich verstehe Euch ja.« Agnese trat zu ihm, nahm ihn bei den Händen und drehte ihn zu sich. »Wie auch sonst? Glaubt Ihr, ich sähe nicht, mit welchem gierigem Blick die Serenissima Euch Euren besten Mann geraubt hat, indem sie ihm die Taschen mit Geld füllte? Und doch – versteht mich nicht falsch –, wart nicht Ihr selbst es, der Carmagnola des Hofes verwiesen hat? Habt Ihr ihn nicht zu Euch gerufen, dann im Hof warten lassen, um ihn schließlich nicht einmal zu treffen? Ich weiß, warum Ihr das getan habt. Doch Ihr müsst auch begreifen, dass Ihr in denen, die Euch treu ergeben sind, Groll erzeugt, wenn Ihr sie erniedrigt, einen Groll, der früher oder später zu Wut heranreift und zum Wunsch nach Rache, die beide noch gefähr-

licher sind als die Gier, die Ihr zu Beginn fürchtetet.« Bei diesen Worten drückte Agnese die Hände des Herzogs noch fester.

»Ich weiß, doch was hätte ich anderes tun sollen?«, antwortete Filippo Maria. »Ich hatte ihn zum Gouverneur von Genua ernannt, in dem Versuch, ihm Reichtum und Ehre zu sichern und ihn zugleich auf Abstand zu halten. Doch nun seht, wie er mir das vergolten hat! Im Gegenteil, ich fürchte, ich war meinen Hauptmännern gegenüber zu großzügig. Ihr erinnert Euch bestimmt, dass gerade sie es waren, keine Adeligen, sondern die einfachen Waffenträger, die auf Vergewaltigung und Gewalt aus waren, die die Hände nach Mailand ausstreckten und sogar versuchten, es mir streitig zu machen! Allein der Tod konnte dem Widerstand von Facino Cane ein Ende bereiten! Nun ist es Francesco Sforza, der trotz seiner jungen Jahre der aufsteigende Stern unter den bedeutenderen Kriegern zu sein scheint. Doch auch er lässt nach, und während wir hier miteinander sprechen, kann es gut sein, dass die Unsrigen sich am Oglio auf Leben und Tod mit den Bastarden von Carmagnola schlagen. Und wer weiß, was geschieht.«

»Ihr dürft die Hoffnung nicht verlieren, Filippo!«

»Hoffnung? Diesen endlosen Krieg werde ich nicht durch Hoffnung gewinnen, sondern durch Kalkül und Verrat. Dadurch, dass ich noch erbarmungsloser bin als meine Gegner. Aus diesem Grund brauche ich die Allianz mit Amadeus VIII. Ich habe kein Geld mehr. Täglich frage ich Decembrio und Riccio, wie viel noch in der Staatskasse ist. Der Consiglio di Provvisione hat den Consiglio Generale einberufen. Wir stehen kurz vor dem Kollaps, Agnese. Deshalb bitte ich Euch, verlangt nichts Unmögliches von

mir. Wenn ich diese Savoyen heirate, dient das allein dem Zweck, für unsere Rettung zu sorgen.«

Der letzte Appell hatte die gewünschte Wirkung. Agneses Blick wurde matt, die weißen wunderschönen Hände streichelten das müde Gesicht des Herzogs. Dann half die schöne Edeldame ihm, sich vor den Kamin zu setzen. »Einverstanden, mein Herz. Ich werde Euch nicht weiter quälen. Erlaubt mir nur noch, Euch zu sagen, was der einzig schwache Punkt Eurer Feinde in dieser ganzen Angelegenheit ist.«

»Und der wäre?«, fragte Filippo Maria, mit einem Mal neugierig.

»Ihr werdet mir zustimmen, dass Carmagnola noch nicht zum endgültigen Schlag ausgeholt hat, obwohl er es gekonnt hätte. Nach dem Sieg von Sommo ist es beinahe zu einem Stillstand gekommen, als ob er am Ende noch etwas für Euch und Mailand übrighätte. Nicht alles kann mit Geld gekauft werden, ist es nicht so? Und eins steht fest – da er ein großer Condottiere ist, bedeuten ihm die Taten, die er unter Eurem Banner vollbracht hat, viel. Sie sind es, die ihm unvergänglichen Ruhm eingetragen haben. Und nichts zählt mehr für einen Condottiere als der Ruhm. Unterm Strich heißt das: Wenn Venedig ihn in seine Reihen aufgenommen hat, ist der Grund in dem Namen zu suchen, den er sich in Eurem Dienste gemacht hat.«

»Zweifelsohne, doch ich weiß nicht, worauf Ihr hinauswollt.«

»Verzeiht mir, wenn ich hartnäckig bleibe, mein Liebster«, sagte Agnese und legte den Zeigefinger auf die schönen Lippen, womit sie den Herzog auf allersinnlichste Weise bat zu schweigen. »Was ich meine, ist, dass Ihr ihm Boten schicken könntet, die ihm in Eurem Sinne ein klügeres und

weniger offen feindseliges Verhalten gegenüber Mailand nahelegen sollen – ohne sich jedoch unter Venedigs Augen allzu deutlich zu offenbaren. So könntet Ihr vielleicht mit einem Täuschungsmanöver – wie sie Euch doch so gut gefallen – erreichen, was Euren Männern durch Waffen nicht vergönnt ist.«

Der Herzog lächelte. Plötzlich glaubte er einen Hoffnungsschimmer zu erkennen. »Aber sicher! Wenn ich ihm kein Geld geben kann, werde ich ihm Ländereien und Besitztümer versprechen und so versuchen, ihn wieder auf unsere Seite zu ziehen.«

»So könntet Ihr also einerseits auf die Allianz der Savoyen zählen und auf der anderen Seite Venedig zurückdrängen, indem Ihr der Serenissima den besten Mann wegnehmt.«

»Ja«, sagte der Herzog, »mehr habe ich ja nicht zu bieten.«

»O doch«, sagte Agnese mit vor Leidenschaft belegter Stimme. »Ihr habt viel mehr zu bieten«, flüsterte sie verschwörerisch ins Ohr ihres Herrn. »Und glaubt mir, ich sehne den Augenblick herbei, in dem ich Euch heute Nacht in meinem Bett empfangen.«

Bei diesen Worten lief Filippo Maria ein wohliger Schauer den Rücken hinab. Er war immer wieder beeindruckt von der Art, in der Agnese Anspielungen machte, die so eindeutig waren, dass man sie schon unverfroren nennen konnte. Doch gerade ihre fast schon offensiv ungezwungene Art war es, die sie besonders aufregend und unwiderstehlich machte. Er vergrub seine Hände in den goldenen Locken, schaute in ihr Gesicht und versank in ihren blauen Augen. Agnese presste ihre vollen roten Lippen auf seine. Dann ließ

sie ihre Zunge spielen und nach der des Herzogs forschen. Filippo Maria spürte, wie das Verlangen in Brust, Lenden und etwas weiter unten anschwell.

Er war kurz davor, sich seiner Kleider zu entledigen, als jemand mit Nachdruck an der Tür klopfte.

»Verzeiht, Euer Hoheit«, krächzte eine strenge Stimme, »aber ich habe Nachricht vom Schlachtfeld.«

»Verdammtes Pech«, knurrte Filippo Maria leise, der schon voller Vorfreude auf die süßen Verlockungen dieser Frau gewesen war, die ihn jedes Mal wieder um den Verstand brachte.

Er räusperte sich, holte tief Luft und rief ihn, sobald Agnese ihre Kleider geordnet hatte, herein.

Gleich darauf trat Pier Candido Decembrio, Beamter am herzoglichen Hof und persönlicher Berater von Filippo Maria Visconti, ein.

Nachdem er sich in einer ausgiebigen und ehrerbietigen Verbeugung vor dem Herzog und seiner Mätresse ergangen hatte – vielleicht mit einer Spur der Geringschätzung Letzterer gegenüber –, hob Decembrio den Blick wieder.

»Euer Gnaden, es ist meine Pflicht, Euch darüber zu informieren, dass das Heer der Visconti und das venezianische sich bei Maclodio gegenüberstehen. Während wir uns hier unterhalten, wird wahrscheinlich schon eine blutige und brutale Schlacht geschlagen.«

4. Im Pfeilhagel



Herzogtum Mailand, Maclodio

Vom Himmel hagelte es Pfeile.

Die Geschosse schwärzten die Luft, durchschnitten tödlich pfeifend das Himmelsgewölbe und mähten die Mailänder Infanteristen nieder. Die Männer konnten sich kaum auf den Beinen halten und schleppten sich mühsam durch den Matsch, der sie mehr und mehr aus dem Gleichgewicht brachte. Die erste Ladung Pfeile erwischte sie seitlich, sie fielen reihenweise.

Es war die Hölle.

Während die Venezianer sich auf die Hauptstraße zurückzogen, blieb Carlo II. Malatesta einen Moment lang wie erstarrt in den Steigbügeln stehen, umgeben von einer unwirklichen Stille, als würde niemand wagen, diese Aufhebung von Raum und Zeit zu stören.

Gleich darauf ließ sich der Hauptmann in den Sattel zurückfallen und begriff schlagartig, was vor sich ging. Im selben Augenblick wurde ihm aber auch klar, dass es bereits zu spät war.

Carmagnolas Männer hatten alles andere im Sinn gehabt, als einen Angriff zu führen. Sie hatten ihn auf denkbar einfache und tödliche Art und Weise in eine Falle gelockt. Er

war mit seinen Leuten in ein Zangenmanöver gelaufen, aus dem sie nur schwer wieder herauskommen würden. Wie zur Bestätigung sah er eine endlose Reihe von Armbrustschützen, die weit über die Linien der Mailänder Infanteristen hinaus das Fußvolk umzingelt hatten. Sie tauchten aus dem Schlamm der Sümpfe und dem Schatten des Schilfs auf, nahmen sie unter Beschuss und mähten einen nach dem anderen nieder.

Ringsumher erhoben sich grauenhafte Schreie. Er sah, wie sich ein Mann an den Hals griff, der von einem Pfeil durchbohrt wurde. Ein anderer brach, mit Geschossen gespickt, im dreckigen Wasser eines Kanals zusammen. Ein dritter breitete die Arme aus – in seiner Brust steckten zahllose Pfeile, die an Dornen der Hölle denken ließen.

Doch nicht nur die Fußsoldaten fielen einer nach dem anderen, auch die Reiter stürzten reihenweise zu Boden. Die verletzten Pferde verendeten wiehernd im Matsch, in einer Geräuschkulisse aus zerreißenen Schabracken und Rüstungen, die von Eisenspitzen durchschlagen wurden.

Ein Reiter versuchte, sein scheuendes Pferd zu beruhigen, die Mähne war regennass, die Hufe ruderten durch die Luft. Als es ihm nicht gelang, versuchte er, das Tier zum Stehen zu bringen, indem er an den Zügeln zog, doch er wurde abgeworfen, landete im Schlamm und wurde von einem Rotfuchs ohne Reiter niedergetrampelt, der diesem Massaker zu entfliehen versuchte.

Seine Männer befanden sich in Auflösung. Überrascht vom unerwarteten Angriff, vom Schlamm aus dem Gleichgewicht gebracht, dezimiert von den Bolzengeschossen der Armbrüste, waren sie kurz davor, die Reihen zu öffnen und ungeordnet und unbeherrschbar die Flucht anzutreten, was die völlige Niederlage ankündigte.

Dem Feind in solch einem Moment nachzusetzen wäre glatter Wahnsinn gewesen. Als sei das noch nicht genug, sah Carlo sich zurückweichen, bis er nicht weiterkam, weil ein wüster Haufen aus zusammengebrochenen Pferden, schreienden Verletzten, Leichen sowie verlorenen Standarten und zerfetzten Schabracken ihm den Weg versperrte, sodass er nicht zur Verteidigungslinie zurückkonnte. Bestand die überhaupt noch? Carlo hatte Zweifel. Die Pfeile zischten ihm weiterhin um die Ohren. Einige Pfeile hatten wohl sein Pferd getroffen, denn er spürte, wie dessen Beine nachgaben und er auf die rechte Seite der Böschung abgeworfen wurde.

Schlammbedeckt lag er in einer Senke. Unter unglaublichen Mühen gelang es ihm, auf alle viere zu kommen. Vor sich sah er Männer mit dem Gesicht nach unten in den Kanälen liegen. Die Armbrustschützen waren den feindlichen Fußsoldaten und Schildknappen gewichen, die auf die Seinen losgingen und ihnen mit Knüppeln und Äxten den Rücken zerschlugen.

Sein Heer war vernichtet. Hände in Handschuhen packten ihn, und in diesem Augenblick kam er zu sich. Er zog das Schwert und schlug irgendetwas in Stücke. Ein unmenschlicher Schrei übertönte das dumpfe Aufeinanderprallen von Schwertern und Rüstungen. Da sah er den venezianischen Infanteristen, aus dessen Armstumpf das Blut in einer Fontäne herausschoss. Das musste er gewesen sein. Doch er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Kurzerhand schob er den anderen beiseite und stieß ihn in den Matsch. Es war nicht leicht, sich in diesem Durcheinander zurechtzufinden, doch er versuchte es. Er hörte einen weiteren Schrei und drehte sich um. Ein tödlich getroffener Reiter stürzte mit seinem Pferd die Böschung hinab. Die

Luft füllte sich noch weiter mit Eisen und Blut, die Schreie drangen ihm wie Hammerschläge in die Ohren, während die Männer über den Boden krochen wie Würmer, die verzweifelt versuchten, dieser Hölle zu entkommen.

Etwas traf ihn seitlich und schleuderte ihn erneut zu Boden.

Ihm blieb die Luft weg. Er versuchte, sich aufzurichten, doch es schien unmöglich. Es war, als hätte man ihm die Beine an den Boden genagelt. Mit unendlicher Anstrengung versuchte er es erneut, doch etwas oder jemand drückte ihn zurück in den Schlamm. Er spürte, dass man ihm den Helm abnahm. Schweiß und Blut verklebten seine Haare. Der eisige Regen verschaffte ihm für einen Augenblick eine absurde Erleichterung.

Francesco Sforza machte sich Sorgen. Er überwachte mit seinen Männern die Straße nach Orzi Novi, doch es war absolut nichts und niemand zu sehen. Die Bombarden standen bereit, geladen mit Steinen und Nägeln, und die Männer warteten ungeduldig darauf, diese mörderischen Projektile gegen die Feinde zu schleudern, doch da war weit und breit kein Feind zu sehen. Nur der Regen störte die unwirkliche Stille dieses Nachmittags. Das Prasseln des Regens auf den Helmen verhieß nichts Gutes.

Dann sah er auf der rechten Seite einen Soldaten auftauchen, bedeckt mit Schlamm und Blut. Er wollte gerade Befehl geben, das Feuer zu eröffnen, als er sah, dass der Bewaffnete einer der Ihren war.

Einer von Viscontis Gefolgsleuten.

Er hob die Hand, damit niemand wagte, auch nur einen Finger zu rühren. »Helft ihm!«, brüllte er und richtete sich

in den Steigbügel zu voller Größe auf. »Seht ihr nicht, dass er einer von uns ist?«

Kaum hatten sie den Befehl gehört, lösten sich ein paar der Armbrustschützen aus den Reihen und eilten dem Soldaten entgegen, der nur mit Mühe vorankam. Sie haken ihn unter und trugen ihn fast, damit er schneller laufen konnte. Schließlich traten sie vor Francesco Sforza, der immer noch im Sattel aufgerichtet stand, auf seinem riesigen Rotfuchs alles überragend.

Der Mann fiel vor seinem Hauptmann auf die Knie. Er riss sich den Helm herunter, der ihn zu ersticken schien. Mit einer wütenden Bewegung schleuderte er ihn weit von sich.

»Sprich!«, forderte Francesco Sforza ihn auf. »Was ist passiert?«

Mit schwacher Stimme begann der Mann zu berichten. »Es ist alles verloren. Piccinino und seine Leute wurden vernichtet.«

»Wie bitte?«, fragte Sforza, der seinen Ohren nicht traute.

Dabei tänzelte sein Pferd im Kreis, so als spürte es die Wut, die still und eisig in der Brust seines Herrn anschwell.

Der Soldat wusste nicht, wohin er schauen sollte. Seine Worte jedoch klangen wie ein Urteilsspruch. »Carmagnola hat uns eine ganz üble Falle gestellt. Nur durch ein Wunder bin ich am Leben.«

Unverzüglich wendete Francesco Sforza sein Pferd in Richtung seiner Truppen und kehrte dem Unglücklichen den Rücken zu, der sich völlig erschöpft in den Schlamm fallen ließ.

»Männer!«, schrie der Hauptmann. »Folgt mir! Lasst uns den Hauptmännern Malatesta und Piccinino helfen!«

Das Kriegsgeschrei seiner Leute entlud sich in einem ohrenbetäubenden Aufschrei.

Ohne noch länger zu warten, trieb Sforza sein Pferd zum Galopp und hoffte, dass es noch nicht zu spät war, den Visconti-Truppen zu Hilfe zu kommen.

5. Die Lagune



Republik Venedig, Ca' Barbo

Sie sah ihren Bruder an, den sie liebte wie ihr eigenes Leben, und setzte sich in den Sessel aus korallenfarbenem Samt. Gabriele trat zu ihr und streckte, ihre Zuwendung suchend, die Hände nach ihr aus. Er war erst vor Kurzem nach Rom zurückgekehrt und trug die leuchtend rote Soutane eines Kardinals.

Außer ihnen waren ihr Mann Niccolò und ihr Cousin Antonio Correr in der Bibliothek, auch er ein Kardinal.

Polixena spürte genau, wie nervös ihr Bruder war. Er war gekommen, um sie zu besuchen, und befand sich nun mitten in einer komplexen politischen Diskussion.

»Der Rat der Zehn unterstützt unseren Plan, Gabriele«, bestätigte Niccolò. »Erst heute sprach ich mit Venier und Morosini darüber. Der Doge wünscht sich, dass Ihr den Thron Petri besteigt. Die Tage der Colonna sind gezählt.«

»Gewiss, gewiss! Ihr habt bestimmt schon alles beschlossen, wie?«, gab Gabriele zurück, doch in seiner Stimme lag kein Groll. Eher eine Mischung aus Schicksalsergebenheit und amüsiertes Resignation. »Ich frage mich immer noch, warum Ihr glaubt, dass ausgerechnet mir diese Möglichkeit offensteht. Wieso nicht Antonio beispielsweise?«

»Darüber haben wir bereits gesprochen, Cousin«, wandte dieser ein. »Weil mein Onkel Angelo bereits Papst war. Und bevor Ihr sagt, dass es auch Euer Onkel war, will ich vorwegnehmen, dass sein Nachname derselbe ist wie meiner. Eurer jedoch nicht. Meine Chancen werden dadurch eingeschränkt. Ihr wisst, dass es nicht gut ist, den Eindruck zu erwecken, man wolle dieselbe Dynastie oder denselben Namen erneut für das Pontifikat vorschlagen.«

»Man hätte es nicht besser ausdrücken können«, merkte Niccolò an und strich sich über seinen spärlichen Bart. »Ihr hingegen seid genau der Richtige, Gabriele. Ihr habt das nötige Ansehen, und Ihr kommt – ein nicht zu unterschätzender Umstand – aus einer wohlhabenden Familie, die in den Salons von Rom dennoch nicht für Gier oder Macht-hunger bekannt ist. Ihr seid der ideale Kandidat. Und obwohl der derzeitige Pontifex noch gesund und munter ist, müssen wir vorbereitet sein.«

»Genau«, pflichtete Antonio Correr bei. »Venedig ist auf dem Höhepunkt seines Ansehens. Wenn Carmagnola tatsächlich über Filippo Maria Visconti triumphiert, so wie es im Augenblick aussieht, dann kann man zu Recht eine Ausdehnung unseres Machtbereichs erwarten. Doch um die Macht auf der Terraferma zu festigen, braucht die Serenissima einen Papst, der uns wohlgesinnt ist, und nach dem zu urteilen, was dieser Tage vor sich geht, ist dies derzeit keineswegs der Fall.«

»Spielt Ihr auf den jüngsten Besuch von Martin V. beim Herzog von Mailand an?«, wollte Gabriele wissen.

»Ganz genau«, gab Antonio zur Antwort und setzte sich Polixena gegenüber. Er strich sich über seine seidig glänzenden schwarzen Haare. »Andererseits trägt die Gründung

der Congregazione dei Canonici di San Giorgio in Alga Früchte. Unserem Beispiel folgend entstehen viele weitere religiöse Zentren: San Giacomo in Monselice, San Giovanni Decollato in Padua, Sant'Agostino in Vicenza, San Giorgio in Braida in Verona. Es ist ein überraschender Erfolg, doch er lässt sich nicht leugnen.«

»Männer guten Willens brauchen diese Bruderschaften, um die wahren Werte der Religion neu zu entdecken«, bemerkte Gabriele schlicht.

»Natürlich, Bruder«, ergänzte Polixena, »doch ganz offensichtlich sorgt eine solche Verbreitung auch für ein größeres politisches Gewicht unseres Einflussbereichs.«

»Ihr also auch, Schwester?«, fügte Gabriele hinzu und hob lächelnd eine Augenbraue.

Polixena setzte zu einer Antwort an, doch Antonio kam ihr zuvor. »Cousin, ich habe den Eindruck, dass Euch etwas an dieser Unterhaltung stört. Öffnet Euer Herz und sagt uns, was Euch Unbehagen bereitet.«

Gabriele kam gleich zum Punkt. Er war ein aufrechter Mann, der sagte, was er dachte. Das konnte ein Hindernis sein, doch Polixena war ebenso wie Antonio der Ansicht, dass gerade diese Eigenschaft ihn zum richtigen Mann für die Kirche von Rom machte. »Offen gesagt fühle ich mich wie eine Figur in einem Spiel, das für mich eine Nummer zu groß ist. Möglicherweise kann ich mich damit anfreunden, zumal unter dem Gesichtspunkt, dass es uns schließlich allen so geht, aber ich möchte wenigstens gefragt werden.«

Niccolò Barbo hatte Mühe, sich zurückzuhalten. »Ist gut, wir haben es verstanden, Gabriele. Wir möchten dennoch darauf hinweisen, dass Venedig Euch ausdrücklich auf jede

erdenkliche Weise bei der Besteigung des Throns Petri unterstützen wird. Ich kann verstehen, dass dies nicht Eurer freien Entscheidung entspricht, aber wir alle vertrauen darauf, dass Ihr Eure Pflicht nicht vernachlässigen werdet, denn das hieße die Republik zu verraten. Und das, wo doch jeder von uns aufgerufen ist, für sie zu tun, was von ihm verlangt wird.«

Polixena warf ihrem Gemahl einen funkelnden Blick zu. Sie konnte seinen Standpunkt nachvollziehen, doch Gabriele anzugreifen würde nur zu einer Weigerung führen. Ihr Bruder war ein Dickschädel, und wenn er sich in die Enge getrieben fühlte, wäre er imstande, alle ihre Pläne zu durchkreuzen. »Verzeiht das Ungestüm meines Mannes, lieber Bruder«, beeilte sie sich zu sagen. »Was Niccolò auf seine vielleicht etwas schroffe Art gesagt hat, trifft jedoch den Kern der Sache.«

»Ich bin mir dessen absolut bewusst, Polixena, und ich weiß den kleinen Vortrag zu schätzen. Da ich mir vollkommen darüber im Klaren bin, worum Ihr mich bittet, möchte ich Euch sagen, dass ich nicht die geringste Absicht habe, mich meinen Pflichten gegenüber der Republik zu entziehen. Ich verstehe sehr gut, welche strategische Bedeutung Rom für Venedig haben kann.«

»Denkt allein an Bologna, Gabriele«, setzte Antonio hinzu. »Ferrara und die Este werden schon noch zur Vernunft kommen, wenn sie erst von unserer Armee der Terraferma auf der einen Seite und der des Papstes auf der anderen in die Enge getrieben werden. Und das ist nur einer der Vorteile, die Eure Wahl mit sich bringen könnte.«

»Ganz zu schweigen davon, dass ja Ihr der Kardinal von Bologna seid«, merkte Polixena in scherzhaftem Ton an.

»Wohl wahr. Nun, damit ist wohl alles entschieden. Sobald Martin V. das Zeitliche gesegnet hat, brauche ich mich nur noch wählen zu lassen, richtig? Doch so leicht wird das keineswegs sein«, fuhr Gabriele fort. Seine Haltung hatte sich kaum wahrnehmbar verändert. Während seine anfängliche Abwehr bis vor ein paar Augenblicken noch glaubhaft gewirkt hatte, schien sich hinter dieser Zurückhaltung nun eher eine Art Aberglaube zu verbergen.

»Mag sein. Fest steht jedoch, dass die Orsini gegenüber den Colonna mauern werden. Sie sind nicht stark genug, um einen eigenen Kandidaten zu nominieren, und daher ist es wohl sicher, dass Giordano Orsini Euch unterstützen wird. Dasselbe kann ich von Antonio Panciera sagen. Dann bin da noch ich selbst. Mit anderen Worten: schon drei Stimmen, oder?«

»Wir werden noch viel mehr brauchen.«

»Macht Euch keine Gedanken, ich werde mich darum kümmern, Euch die nötigen Stimmen zu verschaffen. Ihr werdet Papst sein, Gabriele, ob Ihr es glaubt oder nicht«, schloss Antonio Correr triumphierend.

Niccolò sah sie alle eindringlich an.

Polixena ebenso. Und wie um ihren Pakt zu besiegeln, sprach sie vier Worte: »Wir dürfen nicht scheitern.«

Die Entschiedenheit darin ließ Gabriele das Blut in den Adern gefrieren.

6. Die Niederlage



Herzogtum Mailand, Maclodio

Ohne darüber nachzudenken, hatte er das Pferd gewendet und sich auf die Straße nach Urago begeben. Seine Männer waren ihm gefolgt, als sei eine Horde tobender Teufel hinter ihnen her. Es blieb keine Zeit, die Bombarden einzusetzen, darum hatte er ein Kontingent Soldaten dort gelassen mit dem Befehl, sie in Einzelteile zu zerlegen, diese auf die andere Seite der Adda zu schaffen und nach Mailand zu schleppen.

Es folgten ihm also seine besten Reiter, sechshundert an der Zahl. Er wusste nicht, was er vorfinden würde, aber er musste sich mit Sicherheit beeilen. Er hoffte, noch rechtzeitig zu kommen.

Carmagnola war in der Schlacht klug vorgegangen. Er hatte einen Großteil seines Heeres gegen die Kräfte von Malatesta und Piccinino zusammengezogen, dort, wo sich die Mehrheit der Männer Viscontis befand. Indem er gegen ihr Zentrum vorgegangen war, hatte er ihre Aufstellung in zwei Teile gespalten und die zugehörigen Männer aus dem Schlachtgeschehen entfernt.

Auf der Hälfte des Weges zwischen Maclodio und Urago wurde ihm klar, was ihn erwartete. Die Straße wurde immer

schlammiger, sie war zu beiden Seiten von Böschungen eingefasst, die in eine sumpfige, morastige Senke abfielen. Aus der Ferne meinte er, dort einen Schwarm Insekten zu erkennen.

Als er näher kam, sah er, was dort lag: völlig zerfetzte Körper, schmerzverzerrte Gesichter, schreiende Münder, die um einen Gnadenstoß bettelten. Nur mit Mühe kam Francesco auf der Straße voran. Haufenweise lagen Leichen im Weg. Er erkannte die Standarten der Visconti im Schlamm. Überall zerstörte Rüstungen, zerbrochene und zertretene Helme, zerbeulte Schilde und verlorene Schwerter.

Francesco Sforza bekreuzigte sich. Nach diesem apokalyptischen Anblick hörte er endlich etwas. Richtung Urago nahm er in einiger Entfernung das Klingen von Schwertern wahr, als ob nach alldem immer noch jemand kämpfte.

Er gab seinem Pferd die Sporen, arbeitete sich durch das angerichtete Massaker und begab sich ohne Verzug zu der Stelle, von wo das Aufeinandertreffen von Klingen zu hören war. Seine Leute folgten ihm auf dem Fuße. Hatte es bisher keinen Mangel gegeben an Kriegsgeschrei und Anfeuerungsrufen, durchschnitt die Schar der Reiter die kalte Abendluft nun schweigend.

Der Himmel war wie aus Blei. Feiner Dunst stieg auf und schien die von Wasserflächen durchzogene Ebene wie in ein Leichentuch zu hüllen. Die Hufe der Pferde stampften im dumpfen Widerhall des Todes. Francesco Sforza vernahm die brutale Sprache der Schwerter aus immer größerer Nähe.

Nur noch wenige Augenblicke von dort entfernt sah er ein Grüppchen von Gefolgsleuten Viscontis den Angrifften

einer um einiges größeren Gruppe venezianischer Reiter Widerstand leisten. Er zog das Schwert und hob es seinen Leuten zugewandt in die Höhe. Gleich darauf senkte er es mit einer raschen Bewegung, mit der er auf den Feind wies, und gab so das Zeichen zum Angriff. Die Feinde wurden überrumpelt.

Sforza traf den ersten Mann, den er vor sich hatte, mit größtmöglicher Wucht. Der venezianische Ritter sah, wie sich sein Arm unter dem unglaublichen Ansturm Sforzas auf unnatürliche Art nach unten bog. Der Krieger schrie, doch gelang es ihm nicht, sich wieder im Sattel aufzurichten. Elektrisiert von der misslichen Lage seines Gegners ging der Hauptmann mit doppelter Heftigkeit auf ihn los; er führte einen zweiten Hieb, den der andere nicht parieren konnte und somit im Schlamm endete. Kaum war der Mann in den Morast gestürzt, rammte ihm einer der viscontischen Fußsoldaten eine Pike in die Brust. Sforza stürmte weiter voran und streckte mit zwei Hieben einen weiteren Feind nieder. Bald darauf gelang es seinen Männern, die Oberhand über die Venezianer zu gewinnen, sie zu zerstreuen und in die Flucht zu treiben.

»Weiter vorn, Hauptmann!«, schrie ein viscontischer Soldat und winkte mit dem linken Arm Richtung Urago. Mit dem rechten hielt er sich an der Standarte fest, als sei sie sein letzter Rettungsanker. Das Abzeichen mit dem blauen Biscione und dem schwarzen Reichsadler war mit Schlamm und Blut bespritzt. »Niccolò Piccinino ist genau hinter dieser Biegung!«

Francesco Sforza nickte nur und trieb sein Pferd noch mehr an. Er wollte wenigstens nicht unverrichteter Dinge gehen. Piccinino war ein ausgezeichnete Condottiere; auch

wenn er Carmagnola unterschätzt hatte, hatte er es doch verdient, gerettet zu werden. Mit gezücktem Schwert drang Sforza weiter in dieses Gemenge aus Blutrot und Nebel, bis er zur Flussbiegung gelangte. Er spürte, wie das Pferd unter ihm erbebte und mit anwachsendem Ungestüm den Abstand verringerte – mit dampfenden Nüstern, die Muskeln angespannt zuckend im Lauf.

Als er um die Biegung kam, sah er rechts von der Straße ein Getümmel aus Fußvolk und Reitern am Boden, die ihr Bestes gaben, sich gegenseitig den Garaus zu machen. Die Soldaten waren erschöpft, und die Schläge kamen so langsam und quälend, dass sie wie eine Pflichtübung erschienen – so als würde man nun mal auf beiden Seiten nichts anderes voneinander erwarten.

So schnell wie möglich, doch darauf bedacht, dass sein Pferd sich kein Bein brach, ritt er die rechte Böschung hinab. Der vollkommen durchweichte Boden rutschte unter den Hufen weg, doch irgendwie gelang es dem Hauptmann, in die morastige Ebene zu gelangen. An dieser Stelle war der Boden zwar immer noch sumpfig, schien aber etwas fester zu sein. Der Schlamm spritzte nur so, als Sforza mit seinen Männern gegen die zahlenmäßig starke, doch völlig erschöpfte Gruppe von Venezianern vorrückte.

Mitten unter ihnen leistete der verwundete Niccolò Piccinino, umgeben von einigen Getreuen, Widerstand. Er hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen und parierte dennoch die Schläge seiner Gegner. Seine Rüstung war rot gesprenkelt, und er musste an der Schulter verletzt sein, da er das rechte Armstück samt Schulterriemen verloren hatte.

Als er sah, dass Rettung nahte, schien Piccinino seine Kräfte zu verzehnfachen. »Nur Mut, Männer, Hauptmann

Francesco Sforza kommt uns zu Hilfe!« Bei diesen Worten führte er einen mächtigen Schwerthieb und schickte damit seinen Gegner zu Boden. Dann sprang er mit dem Mut der Verzweiflung blitzartig und behände wie eine Katze auf das Pferd, das Sforzas Männer für ihn mitgebracht hatten. Unterdessen zerstreute der viscontische Hauptmann mit seinen Leuten die Feinde in alle Winde.

Piccinino sah einen Venezianer mit Blick zum Himmel die Arme ausbreiten, als ihm ein Mailänder den Rücken aufschlitzte. Ein anderer sackte unter einem Schlag mit dem Morgenstern zusammen. Ein dritter wurde beim Angriff von Sforzas Leuten von einer bis zur anderen Seite aufgeschlitzt.

Es war ein Blutbad. Die Venezianer starben wie die Fliegen, und Niccolò Piccinino schrie, verzweifelt bemüht, den Waffelärm zu übertönen, dem Hauptmann zu: »Und was machen wir jetzt?«

Francesco Sforza hob das Visier seines Helms. Er sah ihn mit kaltem und kontrolliertem Blick durchdringend an und erwiderte: »Was ist aus Eurem Heer und dem von Carlo Malatesta geworden?«

»Von Carmagnola aufgerieben.«

»Konntet Ihr den Venezianern Verluste beibringen?«

»Geringfügig. Wenn wir in Richtung Urago vorrücken, werden wir einen Großteil der Truppen der Serenissima auf den Fersen haben. Wir sind nur durch ein Wunder noch am Leben.«

»Und die anderen?«, fragte Sforza, der einfach nicht glauben konnte, was er gesehen hatte.

»Tot oder gefangen genommen.«

»Malatesta?«

»Entweder das eine oder das andere.«

Francesco Sforza sah Piccinino an und schüttelte den Kopf. »Wir ziehen uns zurück. Ich habe schon zu viele Verluste erlitten, und so wie die Dinge liegen, ist es besser, sie möglichst einzudämmen.«

Ohne noch etwas hinzuzufügen wendete er das Pferd und kehrte gemeinsam mit Piccinino und ihren beiden Männern zur Straße nach Orzi Novi zurück. Sie mussten fliehen, bevor Carmagnola und seine Leute wie die Schwingen eines Dämons über sie kommen konnten.

7. San Nicolò dei Mendicoli



Republik Venedig, San Nicolò dei Mendicoli

Polixena hatte San Nicolò dei Mendicoli bei anbrechender Morgendämmerung erreicht. Eine blasse Herbstsonne schien vom Himmel, ihre Strahlen drangen durch eine zarte Wolkendecke und verwandelten die Lagune in eine smaragdgrün spiegelnde Fläche. Polixena wusste, dass sie sich in einer der verrufensten Contraden Venedigs befand, bevölkert von Fischern und Banditen. Ungeachtet des Elends und des Schmutzes in den Gassen hob sich diese Kirche mit ihren leuchtend roten Ziegeln und den Einfügungen aus weißem Stein in ihrer Schlichtheit ganz wunderbar von ihrer Umgebung ab. Die Kirche stand auf einer Landzunge, die sich Richtung Fusina erstreckte und umschlossen war von stillem grünem Wasser, das sich hin und wieder unter einem träge dahingleitenden Ruderboot oder einem mit Waren voll beladenen Segelboot, dem typisch venezianischen Bragozzo, kräuselte.

Als sich eine scharfe Brise erhob, schob Polixena eine Haarsträhne zurück, die bis an ihren korallenfarbenen Mund reichte. Sie schien sich aus dem dicken schwarzen, perlengeschmückten Zopf gelöst zu haben, in dem sie ihre Haare zusammengefasst hatte, doch in Wahrheit hatte Poli-

xena sie bewusst so arrangiert, um für den begehrenswerter zu sein, den sie treffen wollte. Auch wenn sie nicht mehr die Jüngste war, war sie immer noch eine sehr schöne Frau. Das Kleid aus samtig weichem Damast war unter der Brust eng geschnitten und wurde ab der Taille weiter, was sie überaus schlank wirken ließ. Die alabasterweiße Haut ihres Gesichtes leuchtete beinahe dank ihrer strahlend blauen Augen.

Natürlich trug sie einen langen, pelzverbrämten Mantel, der von einer goldenen, edelsteinbesetzten Nadel zusammengehalten wurde. Er schützte sie vor der Kälte dieses eisigen Morgens und verbarg zugleich züchtig jegliche sinnliche Note.

Wenn nötig, würde Polixena nicht zögern, ihre herausragende Schönheit einzusetzen, zumal derjenige, den sie treffen wollte, zwar ein Mann der Kirche, doch auch dafür bekannt war, kein Verächter weiblicher Schönheit zu sein. Zumindest nach dem, was sie von ihrem Cousin Antonio gehört hatte. Und von diesem Gespräch hing im Hinblick auf die zukünftigen Entwicklungen so viel ab, dass sie nicht scheitern durfte. Aus diesem Grund hatte Antonio darauf bestanden, dass *sie* den Patriarchen von Aquilea traf. Besser man überließ nichts dem Zufall, hatte er ihr mit einem verschmitzten Augenzwinkern gesagt.

Also hatte sie eingewilligt. Ihr Herz schlug bis zum Hals, denn sie fürchtete irgendeinem Tunichtgut zu begegnen, wie sie in den Gassen dieser Gegend herumlungerten, den Niccolotti vielleicht, eine bestimmte Gruppe von Bewohnern des Viertels, die sich seit jeher mit den benachbarten Castellani bekämpften.

Selbstverständlich hatte sie weder mit den einen noch mit den anderen zu tun, doch es stand außer Zweifel, dass sie

gerade ein nicht unbeträchtliches Risiko einging. Aus diesem Grund waren sowohl ihr Mann als auch ihr Bruder von Anfang an gegen Antonios Idee gewesen. Doch sie hatte ihren eisernen Willen durchgesetzt, sie hatte so sehr darauf bestanden, dass die beiden Männer hatten nachgeben müssen, ihr jedoch zur Auflage gemacht, dass ihr einer der Diener der Barbo folgen sollte. Dieser war ein echtes Mannsbild mit kräftigen Beinen, breiten Schultern und stark wie ein Stier. Mit ihm fühlte sich Polixena sicher, aber jetzt, da sie diese Kirche allein betrat, um keinen Verdacht zu erregen, lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken.

Kaum hatte sie das rechte Kirchenschiff mit den schlichten Säulen betreten, da sah sie in einer Nische im Halbschatten auch schon denjenigen, den sie treffen sollte. Sie schritt, ohne zu zögern, voran und wiederholte dabei für sich, dass alles bestmöglich verlaufen würde. Ihre Schritte hallten in der offenbar verlassenen Kirche wider. Sie vertraute auf den Schutz von San Nicolò, dem heiligen Nikolaus von Myra, und dem besonderen Geist des heiligen Ortes, doch man konnte ja nie wissen – für den Fall der Fälle hatte sie in der Innentasche ihres Mantels ein Stilett versteckt.

Als sie den wartenden Mann fast schon erreicht hatte, löste er sich aus dem Halbschatten. Ein von Falten durchzogenes Gesicht wurde sichtbar, doch der Blick des wasserblauen Augenpaares war faszinierend und durchdringend. Polixena kam es vor, als spiegele sich ihre Seele darin. Davon abgesehen war Kardinal Antonio Panciera keineswegs eine unvergessliche Erscheinung. Er musste um die siebzig sein und war nicht besonders groß. Er hatte eine breite Stirn, und die spärlichen weißen Haare schauten in

Büscheln hinter den Ohren hervor. Mit seiner großen Nase und dem vorspringenden Kinn würde man ihn nicht unbedingt schön nennen, und doch musste Polixena zugeben, dass er etwas an sich hatte, das den Blick desjenigen fesselte, der es wagte, ihn anzusehen.

Er trug die Kleidung eines Abtes, die schwarze Kukulie mit Kapuze ließ das helle Leuchten seiner Augen noch intensiver erscheinen. Mit der nüchternen Schlichtheit dieses Gewandes brachte der Kardinal äußerste Bedachtsamkeit und Vorsicht zum Ausdruck.

Als sie ihn erreicht hatte, reichte Antonio Panciera ihr die Hand. Polixena führte sie an die Lippen und verneigte sich in kaum wahrnehmbarer Ehrerbietung, um nicht den Eindruck zu erwecken, sie würde der Autorität des Kardinals huldigen, die dieser tunlichst verheimlichen wollte.

»Nun, Madonna, da befinden wir uns also in einer der ältesten Kirchen von Venedig«, sagte Panciera ruhig.

»Sind wir allein, Euer Gnaden?«, flüsterte Polixena Conculmer.

Der Kardinal nickte. »Die armen Brüder des Bettelordens sind in finanziellen Schwierigkeiten, wie die Säulen und die nackten Wände belegen. Daher haben sie mit Freuden mein bescheidenes Angebot angenommen und mir dafür größtmögliche Diskretion zugesagt. Ihr seht also, wir haben nichts zu befürchten. Ihr könnt ruhig frei sprechen. Wenn ich nicht irre, hat Euer Cousin Antonio sehr darauf gedrängt, dass wir zu diesem Treffen zusammenkommen.«

Polixena wusste, dass sie vorsichtig vorgehen musste. Sie durfte nicht zu explizit werden, doch musste sie ihr Anliegen klar genug vorbringen. Sie entschied sich, weit auszu-

